

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Band: 28 (1917)

Artikel: Das Bad Schinznach und seine kulturgeschichtliche Bedeutung
Autor: Amsler, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Bad Schinznach und seine kultur- geschichtliche Bedeutung.

Geschichtliche und kulturhistorische Bemerkungen über ein Stück Heimatboden. Als Zusammenfassung und Ergänzung früherer Abhandlungen in den Neujahrsblättern (I. und XVI. Jahrgang).

Seit Beginn des furchtbaren europäischen Krieges erinnerte sich der Schweizer wieder lebhafter an die hohe geschichtliche Bedeutung seines Vaterlandes und er durfte, mitten im entsetzlichen Völkerringen, bisher dankbar sein für seine schöne Friedensinsel, wenn ihm auch die außerordentlich schwere Sorge um seine Zukunft keineswegs erspart geblieben ist. Der älteste nationale Verein der Schweiz feierte wieder seine Auferstehung durch Gründung der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ und erinnerte wiederholt an die Weckung des wahren Patriotismus und den unvergänglichen Wert der nationalen Erziehung, sowie der Förderung des Heimatschutzes und der Heimatliebe.

Die diesjährigen Brugger-Neujahrsblätter möchten deshalb neuerdings, ihrem ursprünglichen Grundsatz getreu, einen bescheidenen Beitrag zur großen „nationalen Frage“ liefern und, im kleinen beginnend, Land und Leute unseres engern „Heimatbodens“ in Wort und Bild zur Kenntnis bringen, in dem Bestreben, Jung und Alt vorerst die engere Heimat lieb und wert zu machen.

Während man bisher wußte, daß die Berühmtheit der Badener Quelle bis ins Altertum zurückreiche und vermutete, daß die Heilkraft der Schinznacher Schwefelquelle der umwohnenden Landbevölkerung erst seit dem Mittelalter bekannt

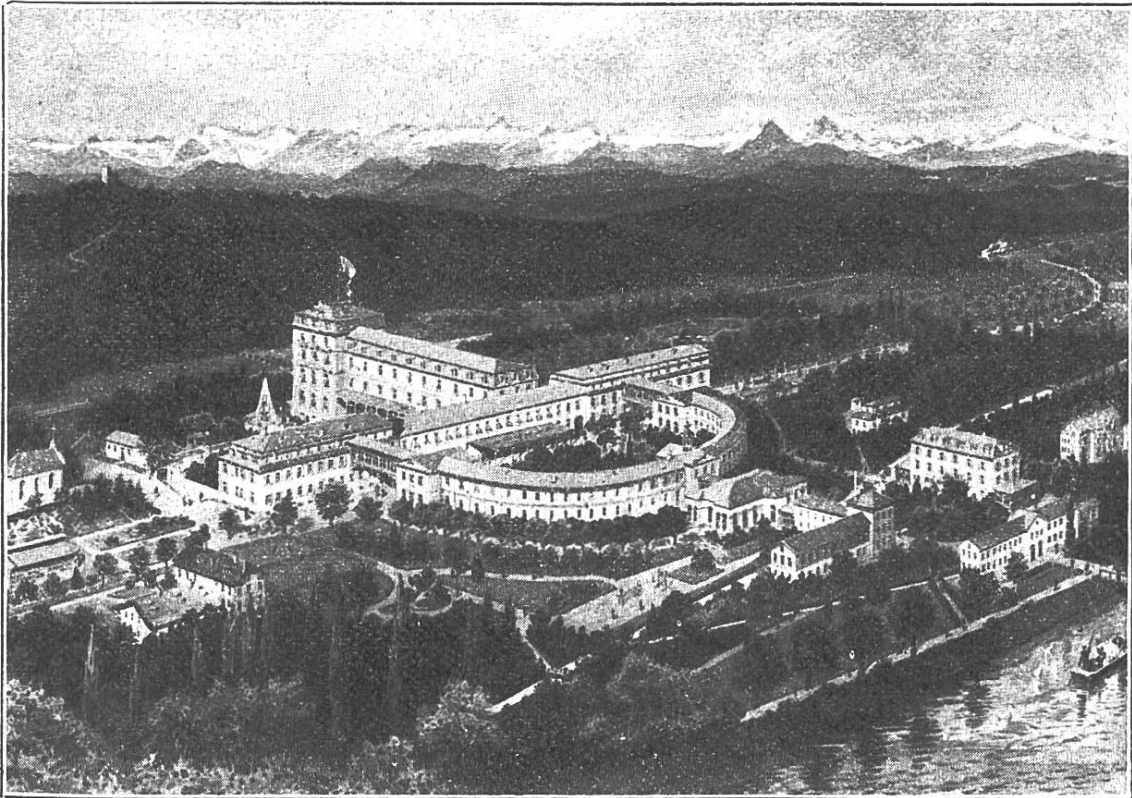
gewesen sei, liegen nach neuern Forschungen¹⁾ Gründe vor, daß auch die Römer schon davon Kenntnis hatten. In Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts finden sich die Namen „Badematten“ und „Badeäcker“. In weitem Kreise fand sie jedoch erst seit ungefähr zweihundert Jahren die gebührende Anerkennung.

Warum das Bad den Namen Schinznach erhielt, trotzdem es heute im Gemeindebann Birrenlauf liegt, erklärt sich aus dem Umstande, daß seit undenklichen Zeiten die Aare weiter rechts floß und einen großen Bogen bildete, so daß ihre Wellen den Fuß des Wülpelsberges bespülten. Die Schwefelquelle trat deshalb (nach den ältesten Berichten) im sogenannten Schinznacher Schachen zu Tage. So hat das in dieser Gegend deutlich sichtbare Bestreben der Aare, durch sogenanntes Serpentieren die Flußrichtung zu beeinflussen, dem Bade den Namen Schinznach verschafft.

Nachdem die Stadt Brugg 1657 den ersten erfolglosen Versuch unternommen hatte, die Quelle zu fassen und nutzbar zu machen, gelang das Unternehmen erst drei Jahre später dem damaligen bernischen Obervogt Samuel Nötlinger auf Schenkenberg, der dann an der Stelle ihrer Ausmündung ein Bade- und Gasthaus erbauen ließ. Circa zehn Jahre später (1670) wurde das Badeetablissement nach einem sehr strengen Winter bei stark eintretendem Tau- und Regenwetter von den tobenden Wellen fortgerissen und die Quelle selbst tief unter Schutt und Kies begraben. Die Aare teilte sich von da an in drei Arme. Der Hauptarm, der die Landzunge vollständig abgeschnitten hatte, floß nun ganz links hinunter. Erst im Jahre 1690 trat die für immer verloren geglaubte Quelle wieder zu Tage; ihre Ausflußstelle trat jedoch, entgegen frühern Behauptungen, am nämlichen Orte zu Tage, nur der Lauf der Aare hatte sich verändert. Im Jahre 1696 wurde dann

¹⁾ Zeugnisse zur ältesten Geschichte des Bades Schinznach von Dr. S. Heuberger. Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1912.

mit der Erbauung eines neuen, heute noch bestehenden, als Armenbad verwendeten Badehauses begonnen. Der Berner Rat übertrug durch eine heute noch tadellos erhaltene schöne Pergament-Urkunde seinem Mitbürger Samuel Fenner, dem Werkmeister des Münsters, das ausschließliche Recht, die Heilquelle von Schinznach auszunützen. Der Bau wurde jedoch



Bad Schinznach.

bis zum Jahre 1708 wegen allerlei Wuhrunen und Befestigungen volle 10 Jahre übermäßig verzögert. Die Stadt Aarau lieferte zum Neubau 300 Sägehölzer. Der große Rat der Stadt Bern ließ schon im Jahre 1696 aus finanziellen Gründen und möglicherweise aus Furcht vor einem neuen Verschwinden der Therme das Bad in Privatbesitz übergehen. Der erste Eigentümer desselben war Morell. Ihm folgten zunächst Schwachhain und Renner, dann Rohr und Rauschenbach, hierauf Hünervadel-Rauschenbach. Im Jahre 1864

ging das Bad an eine Aktiengesellschaft über und 1906 erwarben es Amsler-Killiet & Co., seither Dr. Amsler & Co.

Das Bad wurde fortwährend den Anforderungen der Zeit entsprechend eingerichtet. Im Jahre 1738 erstellte man ein weiteres Badgebäude, das 1840 durch den Bau der halbkreisförmigen Bäder erweitert wurde. Die Badeeinrichtungen waren ziemlich einfach und die Badestuben eng und dunkel. Während damals die Hälfte der Badegäste entweder Leute aus der Umgebung oder Arme waren, bildeten später die Umwohner nur einen verschwindend kleinen Teil der Badegäste. Schinznach wurde zum **Fremdenbad**.

Neben diesem Fremdenbad besteht seit dem Jahre 1784 noch ein **Armenbad** mit einem aus Vermächtnissen und Schenkungen gesammelten Kapitalfonds. Die Berner Regierung gewährte zum Bau dieses Hauses damals die Summe von 1500 Kronen mit der Bestimmung, jährlich 64 Personen darin aufzunehmen und ihnen die nötigen Bäder zu liefern. Dieses Spital, das den Namen „Bernerhaus“ trägt, befindet sich etwa 100 Schritte von der nun eingedämmten Aare direkt beim Ursprung der Quelle, die ungefähr acht Meter unter der Erdoberfläche aus den Klüften eines anstehenden Dolomitsfelsens entspringt. Bei der Loslösung des Kantons Aargau von der Berner Herrschaft, im Jahre 1803, vergaß man die bezüglichlichen gegenseitigen Rechte zugunsten der Armen festzustellen. Der Kanton Bern hielt natürlich an seinem alten Vertrage fest. Es gab einen langwierigen Prozeß, der im Jahre 1866 größtenteils zugunsten der Badebesitzer entschieden wurde. Die Lokalitäten des Armenbades waren jedoch in einem wahrhaft elenden Zustande, so daß im Jahre 1882 unter Mithilfe der aargauischen Regierung ein Neubau ausgeführt werden mußte. Aus mannigfachen Vergabungen und jährlichen Geldspenden wurde ein Fonds geschaffen, der, wie das ganze Armenbad, unter Aufsicht und Verwaltung einer von der aarg. Regierung gewählten Bad-Armenkommission steht.

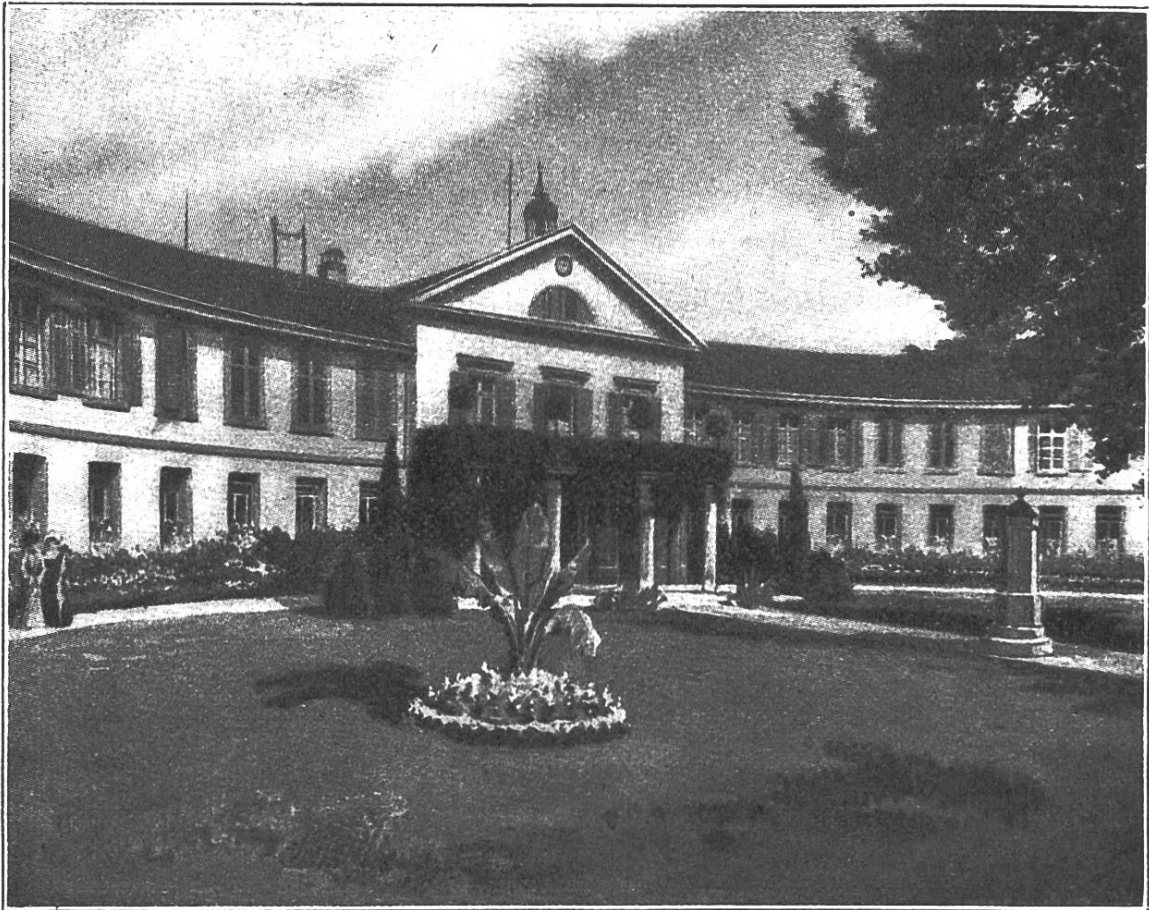
Die Schwefeltherme von Schinznach ist eine der reichhaltigsten in Europa. Das Quantum beträgt über 1400

Minutenliter, also über zwei Millionen Liter per Tag. Die Temperatur beträgt 53° C.

Die meisten warmen Quellen der Schweiz treten entweder in tiefen, von steil abstürzenden Felswänden umgebenen Talkesseln oder tiefeingeschnittenen Spaltentälern zu Tage. Nur Baden und Schinznach machen eine Ausnahme hiervon. Bei der unbedeutenden Höhe der umliegenden Berge erklärte man sich die bedeutend hohe Temperatur dieser Quellen früher durch die Annahme, daß das eingedrungene Wasser im Erdinnern bis zu einer Tiefe hinabsinke, wo es, bei Siedehitze in Dämpfe verwandelt, durch die Spalten wieder aufsteige, an den Wänden sich niederschlage und so die Quelle bilde oder in Dampfform die ursprünglich kalte, schwefelhaltige Quelle erwärme. — Herr Professor Dr. Heim in Zürich vertritt die Ansicht, daß das Wasser der Quellen, von Baden und Schinznach, aus den Alpen unterirdisch in unsere Gegend fließe.

Die Umgebung des Bades Schinznach ist reich an schattigen Promenaden. Auch zu lohnenden Ausflügen mit der Eisenbahn, dem Fuhrwerk und Auto oder zu genüßreichen Fußwanderungen ist reichlich Anlaß geboten. Neben den landschaftlichen Reizen bietet die nächste Umgebung von Schinznach in Sage und Geschichte Vorzüge, wie vielleicht neben den klassischen Stätten der Urschweiz keine Gegend unseres Vaterlandes. Die stolzen, hochragenden Burgen der Habsburg, von Wildegg, Wildenstein, Brunegg und Kasteln mit der nahen gewaltigen Ruine von Schenkenberg sind Zeugen des Mittelalters. In der fruchtbaren Talsohle stehen oder ruhen im Kreise blühender Ortschaften Denkmäler alter und neuer Zeit eingebettet. Sie sind für jeden Gebildeten und Vaterlandsfreund von höchstem Interesse. An der klassischen Stätte der Umgebung von Brugg laufen auch die Strömungen der Geschichte Helvetiens und Deutschlands zusammen. In Vindonnissa, dem spätern ältesten Bischofssitz Helvetiens, ruhen die Trümmer der Römerherrschaft; hier erschienen auch die

barbarischen Nationen Europas und Asiens und von hier entstammte das später die halbe Welt beherrschende Fürstengeschlecht der Habsburger, das durch die Mordstätte Kaiser Albrechts in Königsfelden uns ein bedeutungsvolles geschichtliches Andenken hinterlassen hat.



Bad Schinznach. Rundbau.

Von welcher Bedeutung für die moderne Schweiz das Bad Schinznach in kulturell-geschichtlicher Hinsicht geworden ist, wollen wir in aller Kürze darzustellen versuchen. Ist es doch bekanntermaßen der Versammlungsort der helvetischen Gesellschaft gewesen, die seit dem Jahre 1861 bis zum Zustandekommen der neuen Bundesverfassung mit Unterbrechung während 86 Jahren alle hervorragenden Eidgenossen der deutschen Schweiz vereinigte, die, von den Ideen und Idealen der Zeit bewegt, vorwärts strebten. Auf diesem zweiten Rütli des

Bades Schinznach berieten diese edlen, gemeinnützigen Männer die Zukunft des neuen Bundes. Die helvetische Gesellschaft¹⁾ hatte ihre Zusammenkünfte: von 1761—80 in Schinznach, 1781—94 in Olten, 1795—97 in Aarau²⁾, 1807—1818 in Zofingen; 1819—26 in Schinznach; 1827—1847 mit Unterbrechungen an verschiedenen Orten. Vom Jahre 1810 an tagte auch in Schinznach während einer Reihe von Jahren die von Heinrich Fschokke gegründete aargauische Kulturgesellschaft.

Allmählich und unvermerkt, Schritt für Schritt, drangen die neuen Ideen in die Praxis ein und bewirkten, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, eine Veränderung beinahe aller Lebensverhältnisse und eine teilweise Neugestaltung der Gesellschaft. Um diesen Fortschritt des Kulturlebens der Schweiz im 18. Jahrhundert zu konstatieren, wollen wir versuchen, das Staats- und Volksleben, die Kirche und Schule vor und nach den mannigfachen literarischen, pädagogischen und gemeinnützigen Anregungen, die von diesem ersten nationalen Vereine ausgingen, kurz einander gegenüberzustellen.

Die politischen und sozialen Verhältnisse waren vor und während des 18. Jahrhunderts in der Schweiz nicht viel bessere als in ganz Europa. In politischer Beziehung hieß die Losung: „Jeder für sich!“ Die Einzelnen fühlten sich nur als Bürger ihres Ortes oder als Anhänger der katholischen oder protestantischen Partei; niemals aber als Schweizer. Jeder Ort hatte seine eigene Münze und sein eigenes Recht. Die damalige eidgenössische Militärorganisation (das „Defensionale“) blieb vergessen, und die zweite wichtige Bundesinstitution: die „Tagsatzung“, war eine schwerfällige, verrostete Maschine, die nichts produzierte. Nach Willkür erlaub-

¹⁾ Die helvetische Gesellschaft in Schinznach siehe XVI. Jahrgang der Neujahrsblätter von U. U.

²⁾ Unterbruch während der Revolution. Siehe Jahrgänge XIX—XXI der Neujahrsblätter: Über den Aufenthalt der fränkischen Truppen im Bezirk Brugg, von U. U.

ten oder verboten die Regierungen Tanzen und Spielen, Rauchen und Schnupfen, den Gebrauch von Baumwolle und Kaffee, das Tragen von schönen Kleidern und Schmuck. An den politischen Einrichtungen durfte nichts geändert werden. Die bestgemeinten Reformvorschläge wurden einfach abgewiesen.

Trotz aller gesellschaftlichen Umgestaltungen war doch in politischer Beziehung ein radikaler Umsturz unvermeidlich. Wenn auch, trotz der sehnsüchtigen Wünsche und Forderungen, die bisweilen in der helvetischen Gesellschaft sich geltend machten, das alte morsche Staatsgebäude bis zum gewaltsamen Sturze durch die Revolution bestehen blieb, so zeigten sich umsomehr auf volkswirtschaftlichem, kirchlichem und pädagogischem Gebiete die ersten praktischen Erfolge dieser gemeinnützigen Bestrebungen und Anregungen, die vielfach von diesen Schinzacher Freunden ausgingen.

Früher flossen die Erwerbsquellen viel seltener und spärlicher als in unsern Tagen. Das Land war mangelhaft und nur zu einem kleinen Teile angebaut. Auf Handwerk und Gewerbe lastete der Zunftzwang. Der Handel wurde durch schlechte Straßen und Brücken beeinträchtigt, sowie durch drückende Weggelder und Marktgebühren. Fremde Einfuhr war verboten, ebenso freie Konkurrenz. In den Städtekantonen durfte überhaupt nur in den Städten Handel und Gewerbe getrieben werden.

Besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwachte jedoch auf verschiedenen Gebieten der materiellen Kultur eine gesteigerte Betriebsamkeit. Alte Industrien wurden verbessert und neue eingeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen allmählich die Maschinen in Gebrauch. Durch diesen industriellen Aufschwung erfolgte eine Verbesserung der Existenzmittel, die wieder um so schätzenswerter war, als dadurch das beste Mittel gegen Söldnerdienst und Reislaufen geschaffen wurde. Der Entwicklung des industriellen Geistes folgte die Hebung des Landbaues durch Ver-

besserung des Bodens, die Einführung neuer Produkte und neuer wirtschaftlicher Methoden. Landwirtschaftliche (oder ökonomische) Vereine entstanden und brachten fruchtbare Anregungen. Wissenschaft und Denken arbeiteten dem alten Schlendrian entgegen und in einzelnen Teilen des Schweizer-



landes gelangte die Bauernschaft zu recht ansehnlichem Wohlstand.

Auch das Verkehrsweisen hob sich merklich. Da jetzt die Sitte aufkam, Schweizerreisen zu unternehmen, verbesserte man Straßen und Pässe. Es entstand schon eine Reiseliteratur. Die Bäder und Gasthöfe vervollkommneten ihren Komfort. Auch der moderne Alpinismus, mit der Besteigung der Hochgebirge und das Touristenwesen nahmen damals ihren Anfang. Der Wohlstand der Schweiz steigerte sich ganz merklich und übte in gewisser Hinsicht einen zivilisierenden Einfluß aus.

Zum Zwecke der Förderung des Kulturlebens entstanden, ähnlich der helvetischen Gesellschaft, in der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts an einzelnen Orten andere kleinere Gesellschaften und wirkten für geistigen und ökonomischen Fortschritt, oder verbreiteten Liebe für Künste und Wissenschaften, für Aufklärung und Gemeinnützigkeit. Unter Anregung der helvetischen Gesellschaft entstand 1779 die schweizerisch-militärische Gesellschaft, die eine größere Gleichförmigkeit der militärischen Verhältnisse in der Schweiz zu erzielen suchte. In Zürich gab es eine Künstlergesellschaft und an zahlreichen Orten Lese- und Musikgesellschaften. Die Buchdruckereien mehrten sich und waren eifrig beschäftigt, diesem geistigen Hunger Nahrung zu liefern. So entstand eine überaus reichhaltige Aufklärungsliteratur, die sich unter alle Stände verbreitete und die Zeitanschauungen wesentlich umgestaltete. Das größte Aufsehen erregte das Erscheinen der Schweizergeschichte des Schaffhausers Johannes von Müller im Jahre 1780. Die Zeitgenossen fühlten sich beim Lesen dieses patriotisch geschriebenen Werkes gehoben und „glaubten wieder an ihr Vaterland“.

Mit der Bildung war es bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts im allgemeinen schlimm bestellt. Ueberall herrschte eine Beschränktheit und Engherzigkeit, die man sich heutzutage kaum mehr vorzustellen vermag. Die Gelehrten, die fast ohne Ausnahme Glieder der Aristokratie waren, schrieben meist lateinisch, also nur für Standesgenossen, nicht für das Volk. Die Wissenschaften waren ohne Berührung mit dem Leben in Studierstube und Lehrsaal eingeschränkt. Es herrschte allgemein Aberglaube, Wunder- und Hexenglaube. Schriften, die der Obrigkeit mißfielen, selbst unschuldige Dichtungen und Volkslieder, wurden ohne weiteres unterdrückt; alles hatte eben die Zensur der gestrengen, ehren- und notfesten, wohlweisen Herren und Obern zu passieren.

Am ängstlichsten war man in der Theologie, wo die Geistlichkeit neben der Regierung das Richtschwert handhabte. Auch auf protestantischem Boden wurde ein Glau-

benzswang geübt, der wenig hinter der Inquisition zurückblieb. Andersgläubige und Andersdenkende wurden verfolgt, ins Gefängnis geworfen oder verbannt und des Vermögens beraubt. Am schlimmsten stand es mit den verachteten Juden. Die Christen sahen es als ein frommes Werk an, sie zu verfolgen, zu berauben oder zu vertreiben.

Am Ende des 18. Jahrhunderts machte sich jedoch der neue Geist auch in der Kirche geltend. In den reformierten Orten kam man allmählich von der Verpflichtung der Geistlichen auf eine starre Glaubensformel und von derjenigen der Laien zum „Kirchenzwang“ ab. Nach und nach hörten die Verfolgungen gegen die Sekten auf; es brach sich die moderne Toleranz Bahn. In der katholischen Kirche kam es zu einem Sturm gegen die Jesuiten und zur Aufhebung dieses Ordens im Jahre 1773. Der humane Sinn erwachte, Folter und Tortur beim Gerichtsverfahren wurden abgeschafft; die Hexenprozesse kamen in Abgang. Die öffentliche und private Liebestätigkeit bei Unglücksfällen, die Freigebigkeit bei Vermächtnissen für gemeinnützige Zwecke, die Fürsorge für Arme, Kranke und Notleidende, die Gründung gemeinnütziger Institute wie Waisenhäuser, Spitäler, Leihbanken und Ersparniskassen legten Zeugnis ab von einer Besserung der Kulturzustände.

Daß auch Pestalozzi's Reformen¹⁾ im sogenannten „pädagogischen Jahrhundert“ schon einige Früchte trugen, wollen wir zum Schlusse noch erwähnen. Werfen wir zuerst einen Blick auf das alte Schulwesen.

Wenn es Jahrzehnte bitteren Kampfes bedurfte, um die Fesseln des Glaubens zu lockern und freie Forschungsweisen in die Kirche einzuführen, so kann es nicht überraschen, daß auch im Schulwesen die herrschende Finsternis nur langsam wich. Es fehlte fast überall, auch in den Städten, an tüch-

¹⁾ Siehe XXI. Jahrg. der Neujahtsblätter: H. Pestalozzi im Bezirk Brugg von U. U.

tigen Lehrern. Die Obrigkeiten pflegten sich darum wenig zu kümmern. Die Aufsicht und Leitung lag in der Regel ganz oder teilweise den Geistlichen ob. Das Beispiel kleinlicher Sparsamkeit, das die Regierungen gaben, konnte nicht günstig wirken; die Gemeinden scheuten die Ausgaben für Schulhäuser und Besoldungen und kamen auch den ernstesten Befehlen der Oberbehörden nur säumig nach; einem großen Teile des Volkes war die Schule verdächtig und oft der wichtigste Vorwand, ihren Forderungen auszuweichen, willkommen. Wohl gab es Gelehrtenschulen, Hochschulen und Lateinschulen, dagegen wenige Schulen für den Unterricht des Volkes. Die Bürger in den Städten sorgten nur für sich und so blieb das Landvolk vernachlässigt. Die untern Schulen blieben in einem Zustande der Dürftigkeit. Wohl bestanden sie dem Namen nach in jeder Gemeinde, aber häufig fehlten eigene Schulräume. Meistens hatte die enge, niedrige und dunkle Wohnstube des „Schulmeisters“ als Lehrzimmer zu dienen.

Weil die Jahresgehälter von den Gemeinden und die „Schullöhne“ von den pflichtigen Kindern höchstens den dritten Teil des nötigen Einkommens gewährten, so war es unmöglich, taugliche Lehrer anzustellen. Nicht selten kam es auch vor, daß einem abgedankten Soldaten, mit dem man sonst nichts anzufangen wußte, die Schule als kärgliche Versorgung überlassen wurde. Die Lehrmittel wetteiferten oft mit den Lehrmeistern an Untauglichkeit. Die Lehrgegenstände waren Lesen, Schreiben und Religion; nur wenige Schüler gelangten zu einem Anfang im Rechnen. Der Schulbesuch war unregelmäßig.

Die freisinnigen Theologen und Staatsmänner fingen an, Verbesserungen anzustreben, da sie erkannten, daß die herkömmliche Lehrweise Stumpfsinn, finsternes Sektenswesen oder Unglauben pflanzte. Zunächst wurden Reformen in den Städten durchgeführt, deren Erfolge dann auch zu Versuchen für die Landschulen ermutigte.

Im Jahre 1758 entwarf einer der edelsten Eidgenossen, Franz Urs Balthasar von Luzern, „bloß für sich und seine Freunde zur Herzenserleichterung“, das Projekt zur Gründung einer „Nationalakademie“. In dieser National-Erziehungsanstalt oder eidgenössischen Hochschule sollten junge Patrizier aller Kantone zu tüchtigen Bürgern und Staatsmännern herangebildet werden. Dieser durchgreifende Plan, der in der helvetischen Gesellschaft lebhaften Anklang fand, blieb jedoch ein „patriotischer Traum“. Mit der Gründung des Erziehungsinstitutes zu Haldenstein 1761 durch Dr. Planta wurde dann ein glänzender Anfang zur Hebung des Schulwesens gemacht. Die helvetische Gesellschaft förderte diese Anstalt, sie schien Balthasars Idee zu verwirklichen. Eine Reihe ausgezeichneteter Männer, die in der Folge für die Umgestaltung des Vaterlandes arbeiteten, ging aus diesem schönen Institut hervor.

Angeregt durch die zur Verbesserung des Erziehungswesens ausgesetzten Preisfragen der helvetischen Gesellschaft und ermuntert durch seine Schinznacher Freunde wurde auch Pestalozzis schriftstellerisches Talent und pädagogisches Genie weitem Kreise bekannt. Mit innigster Liebe widmete er sich der Heranbildung derer, die bis dahin noch gar keinen Unterricht genossen hatten: der Armen und Verwahrlosten. Er opferte für sie seine ganze Existenz und wurde doch zum Gründer der modernen Volksschule.

Weil die Mitwelt dem Streben und Wirken der helvetischen Gesellschaft, sowie den Ideen und praktischen Erfolgen Pestalozzis nicht die gebührenden Kränze flocht, so hat die Nachwelt, in besserer Würdigung ihrer Verdienste, allen Grund, beiden hiefür dankbar zu sein.

Alfred Amsler

